

Zum neuen Realismus des Schillerjahrs 2005

HANS FEGER
Freie Universität Berlin

Friedrich Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus.

Von Rüdiger Safranski. München, Wien: Hanser, 2004. 560 Seiten. €29,50.

Schiller as Philosopher. A Re-Examination.

By Frederick Beiser. Oxford: Clarendon Press, 2005. 283 Seiten. \$74.00.

Schiller. Leben—Werk—Zeit. Eine Biographie.

Von Peter-André Alt. München: Beck, 2000 (2. durchgesehene Auflage 2004), 2 Bände. 1423 Seiten. €34,90.

Das Leben des Friedrich Schiller. Eine Wanderung.

Von Sigrid Damm. Frankfurt am Main: Insel, 2002. 512 Seiten. €24,90.

Schiller. Werk-Interpretationen.

Herausgegeben von Günter Saße. Heidelberg: Winter, 2005. 298 Seiten. €38,00.

Schiller im Gespräch der Wissenschaften.

Herausgegeben von Klaus Manger und Gottfried Willems. Heidelberg: Winter, 2005. 169 Seiten. €14,00.

Das 200. Todesjahr Schillers war im vergangenen Jahr in Deutschland willkommenener Anlaß, eines deutschen Dichters neu zu gedenken, der in der Vergangenheit die Projektionsfläche von vielerlei Vorurteilen geworden war. Im 19. Jahrhundert, als Schiller zum Nationalhelden stilisiert wurde—wozu Goethes und Körners Heroisierung zum “Liebling der Nation”¹ nicht unwesentlich beitrug—wurde sein Idealismus nochmals idealisiert zu dem “hochgestimmten Idealismus” eines “Freiheitsdichters.” Sein Einfluß auf Hölderlin, auf Friedrich Schlegel, Novalis und Wilhelm von Humboldt, aber auch auf Fichte, Schelling und Hegel hatte ihn zu einem der wichtigsten Stichwortgeber des deutschen Idealismus gemacht. Oft bestand dieser Einfluß—geboren aus dem Widerspruch zwischen politischer Ohnmacht und dichterischer Autonomie—nur in der Funktion eines Protégés. Stets aber war er für die jüngere Generation der “Idealisten” richtungweisend. Die nachhegelianische Kritik des deutschen Idealismus, die mit dem ‘Reich des Schönen’ der bürgerlichen Schiller-Verklärer Schluß machte, präsentierte ihn statt dessen als einen

Monatshefte, Vol. 98, No. 3, 2006

0026-9271/2006/0003/435

© 2006 by The Board of Regents of The University of Wisconsin System

435

“Lehrer der Nation,” als einen Vorreiter bürgerlicher Tugenden, der nicht nur von Gymnasialprofessoren, sondern auch von Handwerkern und Arbeitern als Schöpfer der nationalen Einheit gefeiert wurde. Das “Heroische” sei die “Grundhaltung seines Lebens,” schrieb Hofmannsthal zum Schillerjahr 1905: “Daß wir es vorzulegen uns gedrunge fühlen, ist eines der Zeichen der Zeit, die nicht leben will, ohne einen neugebauten Heldensaal.”²

Schiller als Freiheitsdichter, als Nationaldichter, als Volksdichter— die Geschichte dieser Projektionen und Vorurteile ist lang. Das Monumentalisierungspathos des 19. Jahrhunderts hat lange nachgewirkt. “Die Verwandlung von Sprengsätzen in Teekannensprüche ist die Leistung der deutschen Misere in der Philologie,” heißt es bei Heiner Müller. Die grotesken Züge dieses Dichterkults führten im 1. Weltkrieg zur Verballhornung eines deutschen Patrioten (“Fest gemauert in der Erden / Steht die Front in West und Ost, / Und zu Trümmern sieht man werden / Alles, wo der Sturm getost”)³ und bei den Nationalsozialisten zur Vereinnahmung, hieß es doch im *Wilhelm Tell*: “Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an.” Solch ein hohles nationales Pathos besiegelt bekanntlich am sichersten die Katastrophe, die mit dem 2. Weltkrieg eintrat. Der Begeisterung für Schiller aber hat das keinen Abbruch getan. Das Bildungsbürgertum suchte sich einen anderen Umgang für seinen Schiller. Da war es besser, das “Seid umschlungen, Millionen” (“Ode an die Freude”) zur Hymne der Europäischen Union (1972) zu erklären und mit ihr Schiller, den Dichter des Pathos und des Erhabenen, zum radikalen Vordenker des zivilen, bürgerlichen Europa. Erst in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts fing die Germanistik an, sich eines Schillers zu bemächtigen, der frei von Ideologien und Volkstümeleien war. Dazu hat auch die Internationalisierung dieses Dichters einen großen Teil beigetragen.

Der zweihundertste Todestag von Friedrich Schiller hat neben etlichen Neuauflagen seiner Werke nun auch ein neues Schillerbild beschert, das Schluß macht mit dem Schulwissen der Großväter, dieser Abbruchhalde tradierter Vorurteile, aber auch mit dem philologischen Halbwissen und der wabernden Gerüchteküche, wie es denn der Dichter mit den Nazis hielt, hatte doch schließlich Joseph Goebbels ihn als großen dichterischen “Vorkämpfer unserer Revolution” gefeiert (Rede von Joseph Goebbels zur Schiller-Gedächtnisfeier in Weimar am 10. November 1934).⁴ Germanistik hat mit Germanentum nichts zu tun. Gute Biographien und Anthologien räumen mit solchen Gerüchten auf, indem sie das Bild zurecht rücken, ohne sich auf das Niveau zu begeben, das sie bekämpfen—frei nach dem Wilhelm-Tell-Slogan “Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.” Schiller, der andere “teutsche Shakespear” neben Goethe, ist wieder modern. Aus der Leichenstarre eines Klassikers befreit, aus der musealen Schublade der Geschichte, in die ihn noch zuletzt die Vertreter der Geistes- und Ideengeschichte gesteckt haben, entspringt ein Idealismus, der einen vertieften Realitätssinn hervorgebracht hat und der doch in der Zuversicht bestärkt, daß durch das Schöne und die heitere

Kunst der Welt zu helfen sei. Schillers poetischer Idealismus ist eher als eine Sozialethik zu verstehen denn als eine wirklichkeitsferne Träumerei.

Da paßt es besser in ein Gesamtbild, daß Schiller eine politische Ästhetik verfaßt hat, eine Aufklärungskritik, die hellsehtig die Chancen und Gefahren der Französischen Revolution analysierte, daß er Arzt, Historiker, Philosoph, Journalist, Redakteur, Übersetzer und Herausgeber war. Fast nahtlos schließt sich dann auch ein Charakter an, der chronisch Schulden hatte, unter Spiel- und Verschwendungssucht litt, unter diversen Krankheiten und noch vielfältigeren, wiewohl unglücklichen Liebschaften, der ein klassischer Stubenhocker war, der die zahlreichen Handlungsorte seiner Dramen nie selbst zu Gesicht bekommen hatte, ein kränkelder, schon fast hypochondrischer Nachtarbeiter. Schiller empfand sich, so schrieb er am 18. November 1796 an Goethe, als "Thier, dem gewiße Organe fehlen." Das "Lied von der Glocke," auf das ihn die wirklichkeitsverklärenden biedereren und betulichen Biographien von Reinhard Buchwald und Benno von Wiese reduzierten, war eher ein Nebenprodukt zum Geldverdienen.

Eine Auswahl an Biographien,⁵ Werkinterpretationen, Sammelbänden und Studien, die unterschiedlicher nicht sein können, ist repräsentativ für diesen neuen Ton—auch dort, wo sie ihn verfehlen. Ihr Reflexionsniveau und Erkenntnisgewinn ist erstaunlich, ganz anders als die Serie von Publikationen der letzten Goethe-Jahre (1982 und 1999), die eher Pflichtprogramme präsentierte.

Rüdiger Safranski ist ein Meister philosophischer Biographien. Seine Arbeiten über E.T.A. Hoffmann,⁶ Arthur Schopenhauer,⁷ Martin Heidegger⁸ und Nietzsche⁹ sind längst Standardwerke. Seine philosophischen Lebenshilfe-Bücher *Wie viel Globalisierung verträgt der Mensch* (2003) und *Wie viel Wahrheit braucht der Mensch?* (1990) genießen große Popularität, zeugen sie doch von einem Vermittlungssinn, der den Vertretern der reinen akademischen Lehre oft fehlt. Mit Ausnahme seiner Studie *Das Böse oder Das Drama der Freiheit*¹⁰ (1997), wo ihm das profunde philosophische Halbwissen mehr schadet als nützt, sind seine Studien weniger auf die Personen als auf die Darstellung des Denkens dieser Personen ausgerichtet—zuletzt auf Nietzsches existentielles Denken—, ein Denken, dem es nicht um die Gestaltung eines Werks, sondern des eigenen Lebens ging. Von diesem Ansatz her bekommt in Safranskis Biographie nicht nur Schiller, sondern auch der jahrzehntelang verpönte deutsche Idealismus einen lebendigen Hintergrund. Er wird durch diese Biographie Schillers existentiell lesbar gemacht. Mit Schiller gelangt man, so Safranski, "in das unvergessliche goldene Zeitalter des deutschen Geistes. Es sind Wunderjahre, die einem helfen, den Sinn für die wirklich wichtigen, für die geistvollen Dinge des Lebens zu bewahren" (15).

Rüdiger Safranskis Schiller-Biographie, die im letzten Jahr im Hanser-Verlag erschienen ist präsentiert Schiller als einen "Sartre des späten 18.

Jahrhunderts” (12). Schon ihr Anfang ist kennzeichnend für den ganz eigentümlichen Zugriff dieses neuen Realismus. Sie beginnt mit der Obduktion der Klassikerleiche: “Man fand die Lunge ‘brandig, breiartig und ganz desorganisiert,’ das Herz ‘ohne Muskelsubstanzen’” (11). So endet nicht ein Heros, sondern ein Geist, der sich seinen Körper selbst gebaut hatte; ein Dichter, der den deutschen Idealismus erfand. Safranskis anspruchsvoller Untertitel lenkt den Blick auf einen Freiheitswillen, der dem Körper davoneilt. Der Geist, der sich den Körper baut, besitzt kein ruhiges und gelassenes Weltvertrauen, sondern will sich die Welt bewohnbar machen. Getrieben vom “Lebensekel” ist ihm die Natur nicht mehr der Ort einer Rousseau’schen Idyllesehnsucht, sondern ein Ort der Macht und Allgewalt. Das sind neue Farben im Schillerbild, ganz andere als die vom Schönen, Wahren und Guten. Schillers Idealismus spricht vom Risiko und Abenteuer der Freiheit. Die “Fremde des Lebens” ist sein Thema. “Wie Sartre erklärt er: Es kommt darauf an, etwas aus dem zu machen, wozu man gemacht wurde” (12). Diese Existentialisierung der Freiheit entspringt einem Lebensentwurf, der sich kompromißlos über alle Widerstände hinwegsetzt, selbst dann, wenn es die ultimativen sind. Sagte nicht Schiller selbst am Ende seines Lebens beinahe epikureisch: “Der Tod kann kein Übel sein, weil er etwas Allgemeines ist”?¹¹

Safranskis Biographie ist in 24 Kapitel mit Zeittafel, Literaturliste, Register- und Personenverzeichnis gegliedert. Sie spannt einen weiten Bogen von der Zeit der Karlsschule des württembergischen Herzogs Karl Eugen, wo der Medizinstudent Schiller seine philosophisch-physiologische Dissertation schrieb, bis zur Aufführung der *Räuber* während der Stuttgarter Misere, von der Flucht nach Mannheim bis zur Arbeit am republikanischen Trauerspiel *Fiesko*, dem bürgerlichen Trauerspiel *Kabale und Liebe* und dem höfischen Intrigenstück *Don Karlos*. Der *Geisterseher*-Roman mit seinem Geheimbund-Hintergrund wird ebenso ausführlich thematisiert wie Schillers Erfindung eines ästhetischen Monotheismus in “Die Sendung Mose.” Der Wechsel nach Weimar folgt, die entbehrungsreichen Jahre, in denen er sich als Tagesschriftsteller durchschlug, dann seine Karriere zum erfolgreichsten Theaterautor Deutschlands und die Heirat mit Charlotte Lengefeld; die Begegnung mit Goethe, Herder und Reinhold aber bringt die eigentliche Wende in Schillers Leben. Für Schiller ist die Zeit nach 1789—nach dem Ausbruch der französischen Revolution, als er von schwerer Krankheit gezeichnet die Dichtkunst ruhen läßt und sich mit Geschichte und Philosophie beschäftigt—die eigentlich entscheidende Zeit seines Lebens. Die Entdeckung der Kantischen Philosophie, die Begegnung mit Fichte, die Professur in Jena, der Geburtsstadt des deutschen Idealismus—das ist der Lebenshintergrund, der es Schiller möglich macht, zu seinem eigentlichen Thema zu finden, der “Tragik einer letztlich heimatlosen Freiheit.” Diese steigende Entwicklung zeichnet Safranski in ein Leben ein, das zunehmend mit Krankheit zu kämpfen hatte, einer Krankheit, die—wie Goethe feststellte—je mehr sie zunahm, Schiller immer schöner werden ließ.

Schon die “Tragödie vom verlorenen Vater”—wie Dieter Borchmeyer die zentrale Thematik nennt, die das dramatische Werk Schillers von den *Räubern* bis zum *Wilhelm Tell* durchzieht—macht auf einen Dissens im Leben Schillers aufmerksam, nämlich daß die Freiheit in der Verzweiflung gründet. Die *Räuber*, diese “Geburt aus dem Beischlaf der Subordination und des Genius” (104) zeigt zwei Extreme: den entfesselten Idealismus Karl Moors und den hemmungslosen Materialismus Franz Moors. “Der eine rächt sich an einer Welt, von der er nichts zu erwarten hat; der andere wütet in einer Welt, von der er nichts hält, und die ihn deshalb zu nichts verpflichtet” (109). “In einem sinnlosen Universum rast der eine mit heißer Verzweiflung, der andere mit kalter Wut.” Während Franz zum Selbstmörder wird, erwacht an der Grenze zur Selbstausslöschung “in Karl ein unbändiger Stolz, weil er das Mysterium der Freiheit entdeckt” (114). Er übernimmt die Verantwortung. “Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? Nein! Ich wills dulden.” Das ist groß gedacht—klingt pathetisch, ist aber nicht hohl. Das hat nichts mehr mit der Freiheitsvorstellung eines *anything goes* zu tun. Da wird auch keine gerechte Ordnung mehr wiederhergestellt, in die der Einzelne sich einfügt. Karl steht vielmehr allein da. Das konnte man positiv sehen, als Chance, wie bei Nietzsche, oder negativ, als “schreckliche Freiheit,” wie bei Sartre. Entscheidend für Schiller ist die Entdeckung, daß, was immer man tut, die *eigene Tat* ist. Die großen Figuren jenseits der Moral—Karl Moor, Fiesko, Marquis Posa bis hin zu Demetrius—sind dafür beredete Beispiele. In “jeder starken Äußerung von Freiheit und Willenskraft” findet der Dichter “einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung,” heißt es in der Schrift *Über das Pathetische*. Daß diese Figuren die Freiheit in der Verzweiflung und Agonie aufdecken, macht sie so modern. Sie alle stellen sich dem Konflikt zwischen Idealismus und Realismus: Der Realist Wallenstein scheitert, weil er unfähig ist, die Realität zu idealisieren; der Idealist Don Karlos scheitert, weil seine Ideale nicht zu realisieren sind. In der späten Schrift *Ueber naive und sentimentalische Dichtung* heißt es vom radikalen Realisten, er sei ein gemeiner Empiriker, der sich “der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung” unterwirft; und vom radikalen Idealisten, er sei ein “Phantast,” der “die Natur aus bloßer Willkür [verläßt], um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können.”¹² Eine utopische Dimension erwirbt sich dieser ästhetische Idealismus gerade nicht durch eine vermeintliche Flucht aus der Wirklichkeit, aus ihrer schlichten Überwindung oder gar ihrer Kompensation, vielmehr aus einer vertieften Einsicht in diese Wirklichkeit selbst.

Safranski spitzt diese Beobachtung auf Nietzsches Grundgedanken zu, daß wir am Leben nur deshalb nicht zugrunde gehen, weil wir die Kunst haben. Er hätte hier eindeutiger—und wohl auch historisch korrekter—formulieren müssen, daß es zur Eigentümlichkeit des deutschen Idealismus gehört, daß die Entdeckung der menschlichen Existenz nicht von der Moralphilosophie, sondern von der Ästhetik ausgeht, die den moralischen Anspruch einer gesell-

schaftlichen Praxis und damit dem Leben vermitteln will. Nicht die Ästhetisierung des Lebens ist Schillers Pointe, sondern die ästhetische Erziehung, die den moralischen Anspruch der Realität vermitteln will, um damit einzulösen, was den wohlverstandenen Idealismus als ganzen auszeichnet: Realität zu idealisieren. Schon der Verlauf der Französischen Revolution zeigte Schiller, daß der Gegensatz von historischer und moralischer Realität einer Stütze bedurfte, die das Werden als einen Übergang durch Freiheit möglich machte. Die französische Revolution, die Schiller für moralisch gescheitert hält, obwohl er ihre Werte grundsätzlich billigt, gilt es als historische Zeitenwende zu retten. “Ob die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet?,” fragt Schiller. Safranski (327) ist hier auf der richtigen Spur, wenn auch nicht immer mit der erwünschten Deutlichkeit. Denn diese Existentialisierung der Freiheit ist keine “spielerische Neutralisierung der Moral,” wie Safranski vor-schnell meint, sondern ein zutiefst ernster, ja tragischer Vorgang. Nicht die Alternative ‘Spieltrieb statt Moralpredigt’ steht hier zur Debatte, sondern die *Entscheidung* zum verantwortlichen Tun. Hier entgleitet Safranski die doch an sich richtige These von der Existentialisierung der Freiheit bei Schiller.

Doch Safranski findet auch immer wieder zu seiner Ausgangsthese zurück: wie bei seiner *Fiesko*- und seiner *Don-Karlos*-Interpretation, so auch bei seiner *Wallenstein*-Interpretation—eine der vorzüglichsten Dramenanalysen des gesamten Buches. Schiller hat großes Gewicht darauf gelegt, daß Wallenstein seine Macht nicht für höhere Zwecke oder gar für wohlmeinende Absichten einsetzt. Safranski zieht hier süffisant gegen die “‘vaterländische’ Interpretation des Dramas” zu Felde. Wallenstein sei kein Friedensstifter, kein Verteidiger der Reichsidee im zersplitterten Deutschland, sondern ein kaltblütig taktierender Machtpolitiker, der mit seinem Handeln jeden Glauben an eine “Regeneration im Politischen” zunichte macht. Wallenstein erlebt den Rausch der Macht und scheitert kläglich. Denn erhaben wird die Geschichte nicht, weil sie eine Verkörperung heroischer Naturen ist, die sie mit ihren Ideen und Visionen bevölkert; erhaben wird sie, wenn ihr *Geschehen* tragische Dignität gewinnt, *weil* ihre Akteure an ihr scheitern. Schiller argumentiert hier als Ästhetiker gegen den Historiker, um die Historie zu dem zu machen, was sie eigentlich sein soll: *vernünftige* Geschichte. Und Safranski resümiert: “Mit *Wallenstein* brachte Schiller eine Welt ohne Trost grandios auf die Bühne” (462).

Safranski hat die Gründe für das Realismusproblem dieses Freiheitsverständnisses an einem Schiller analysiert, den er als einen Theoretiker der Einbildungskraft interpretiert. Auch in seiner Anthologie *Schiller als Philosoph* (Siedler-Verlag, Berlin 2005) verfolgt er die “Thronerhebung der Einbildungskraft” als Kants “schönstes Geschenk, das die Philosophie der Poesie machen konnte” (15). Schiller unterwandert, von der dritten Kritik ausgehend, den Kantischen Dualismus und bekommt dadurch in den Blick, was man als die realen und lebendigen Möglichkeiten des Freiheitsbegriffs verstehen kann.

“Der kategorische Imperativ,” so Safranski, “drückt [. . .] nicht aus, was wir von Natur aus ‘wollen,’ sondern was wir womöglich gegen unser ‘Wollen’ sollen” (368). Das ist nicht ganz falsch und nicht ganz richtig, denn schließlich stellt der kategorische Imperativ bei Kant gerade die Tätigkeit einer gesetzesprüfenden Vernunft dar, die der Frage nachgeht, was *der reine Wille will*. Doch immerhin: Gegen den als eingeschränkt empfundenen Freiheitsbegriff Kants geht Schiller mit einer letztlich naturphilosophischen Argumentation vor. Denn in Hinblick auf einen existentiellen Freiheitsbegriff darf man nicht nur das Gute des kategorischen Moralitätsbegriffs (Kant), sondern muß auch das Böse als das der Vernunft Widerstrebende und damit die grundlose Unabhängigkeit von allen vorgegebenen Instanzen als einen eigenen, *positiven* Kern, eben als *Möglichkeit* der Korruption, in Betracht ziehen. Die Gefahr einer solchen Korruption ist immer gegeben, sobald man den Willen als “Natur in uns” interpretiert.

Man darf diesen Idealismus nicht von außen betrachten, wie Adorno es in *Minima Moralia* tut. In Schillers Idealismus—so Adorno—artikuliere sich die Stimme des rebellischen Kleinbürgers:

In den unendlichen und unerbittlichen Forderungen spielt der Kleinbürger sich auf, der mit der Macht sich identifiziert, die er nicht hat, und durch Arroganz sie überbietet bis in den absoluten Geist und das absolute Grauen hinein. Zwischen dem allmenschlich Grandiosen und Erhabenen, das sämtliche Idealisten gemein haben, und das stets unmenschlich das Kleine als bloße Existenz zertrampeln will, und der rohen Prunksucht bürgerlicher Gewaltmenschen besteht das innigste Einverständnis.¹³

In dieser Position geht die Innensicht dieses Idealismus verloren—nämlich die ganze Dimension der Frage, was es heißt, die Freiheit im Menschen zu befreien—und es bleibt das hohle Pathos vom allzu Großen, das der “bloßen Existenz” nicht mehr vermittelbar ist.

Schillers Enthusiasmus erwächst aus dem Lebenskel. Sein Idealismus entspringt der menschlichen Existenz. Daran ist nichts Veraltetes und nichts Überholtes, wenn man diesen Idealismus—wie Safranski dies tut—in seiner existentiellen Entstehung betrachtet. Zugleich gewinnt man von dieser Position her Einblicke in das eigentümliche Leben Schillers. Aber Schiller als Erfinder des Deutschen Idealismus zu bezeichnen, womöglich in seiner ganzen Programmatik, das ist unangemessen! Diese Auszeichnung gebührt—wenn überhaupt—der Kritischen Philosophie Kants, die Schiller so begeistert, wenn auch nie ganz vollständig, studiert und verstanden hat. In einem Brief an Körner vom 25. Mai 1792 hatte Schiller selbst bekannt: “Eigentlich ist es nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen. Da bin ich bloß ein Dilletant.” Schiller ist wie Jacobi nur ein Stichwortgeber des Deutschen Idealismus gewesen—aber das für gleich alle großen Schulen des philosophischen Idealismus, vom

Subjekt-Idealismus Fichtes angefangen über den Subjekt-Objekt-Idealismus Schellings bis hin zum absoluten Idealismus Hegels. Er ist aber auch ein Stichwortgeber für die Romantiker Jenas gewesen, für die Schlegel-Brüder ebenso wie für Novalis und Hölderlin. Philosophisch gesehen ist Safranskis These von Schiller als dem Erfinder des Deutschen Idealismus falsch—psychologisch-existentiell goldrichtig. Hier spricht wohl auch eher der Publizist und Biograph als der sorgfältig argumentierende Philosophiehistoriker.

Um so erfreulicher ist es, mit Frederick Beisers Monographie *Schiller as Philosopher* eine fundierte philosophische Studie vorliegen zu haben, die in der guten Tradition der angloamerikanischen *The Invention of-Mode* die wichtige Bedeutung Schillers für den deutschen Idealismus wieder hervorkehrt. Beisers Studie macht auf ein Desiderat in der modernen Schillerforschung aufmerksam, in der es geradezu modern geworden ist, Schillers Bedeutung für den deutschen Idealismus zu ignorieren. Dieter Henrichs und Manfred Franks richtungweisende Studien über die Ursprünge des Deutschen Idealismus¹⁴ lassen jedenfalls nicht erkennen, daß Schiller—mit den Worten Safranskis—“bei aller Popularität ein philosophischer Kopf war,”¹⁵ der Wesentlichen zum Deutschen Idealismus beizutragen hatte.

Beiser kehrt zu den Anfängen des Neukantianismus zurück, als Schillers Verbindung von Philosophie und Poesie noch hoch im Kurs stand. Der Philosophiehistoriker Kuno Fischer (1824–1907), der in Jena 1858 unter dem Titel *Schiller als Philosoph* eine Reihe brillanter Vorlesungen hielt, ist sein Referenz- und Angelpunkt. Von hier aus rekonstruiert er eine Tradition der Schillerforschung, die über Ernst Cassirer, Bruno Bauch, Eugen Kühnemann, Hans Vaihinger, Wilhelm Windelband und Karl Vorländer mit großer Selbstverständlichkeit die große Bedeutung Schillers als Philosoph in den Mittelpunkt stellte. Ausgehend von der These, daß es unzureichend sei, dem Stellenwert der Schillerschen ‘Philosophie’ unabhängig von seiner Dichtung und seinem dramatischen Werk beizukommen, räumt Beiser mit einer ganzen Fülle von Vorurteilen und Fehleinschätzungen auf, die allesamt “fall victim to the academic division of labour” (10). Schon die These von dem vielgescholtenen Rigorismus Kants, den Schiller überwinde, basiere auf dem Mißverständnis, Schillers Philosophie rekurre auf die sinnliche Erfahrung und die pragmatische Begründung moralischer Grundsätze. Doch schon in *Anmut und Würde* spricht Schiller sich in aller Deutlichkeit dagegen aus, daß Gefühle und Neigungen Bestimmungsgründe des moralischen Handelns sein dürfen. Entscheidend hierbei ist, daß Schiller den postulatorischen Charakter der praktischen Vernunft nicht mehr begrifflich—als Gegenstand einer bloß theoretischen Kultur—sondern *bildlich* expliziert, und dies ganz im Gegensatz zu Rousseau und Shaftesbury. Schillers Idee einer *ästhetischen Erziehung* zeigt auf, wie moralische Sollensgrundsätze durch die kulturstiftende Funktion einer autonomen Kunst so habitualisiert werden können, daß sie nicht

mehr nur als “Nötigung” plausibel gemacht werden müssen. Dies in Betracht ziehend, resümiert Beiser: “It is indeed the case that Schiller defends the role of feeling and inclination as an element of moral action; but he thinks that moral feelings and inclinations are not natural but acquired by moral education” (11). Auch der von der Hegel- und Marx-Tradition prolongierten These, Schillers Verständnis von Schönheit als “Freiheit in der Erscheinung” (*Anmut und Würde*) antizipiere den absoluten Idealismus Schellings, liegt das profunde Mißverständnis zugrunde, Schiller rede hier einer Objektivität das Wort, die als empirischer Realismus zu verstehen sei. Daß Erfahrung aber nie die moralfördernde Wirkung der Schönheit beweisen kann, bleibt auch für Schiller maßgeblich. Schiller besteht vielmehr darauf, “that the idea of freedom has to be *read into* appearance, and that beauty is a strictly normative or regulative principle” (11). Ebenso besteht ein gründliches Mißverständnis vor allem der marxistischen Schiller-Deutung in der Annahme, daß die ästhetische Erziehung im Kern eine a-politische sei. Der Wert von Schillers politischer Ästhetik aber besteht gerade darin, ein Fundament vernünftiger Rechtspraxis durch die Einflußnahme einer *scheinbar* unpolitischen Kunst herzustellen. Schiller deckt geradezu ein Desiderat in der kantischen Staatstheorie auf, die den Staat noch als identisch mit Gesellschaft denkt und—wie das moralische Gesetz—zu einem Institut der Nichteinmischung erklärt. Gründlicher kann man Schiller nicht mißverstehen. Auch die mit Schillers früher *Vereinigungsphilosophie* argumentierende These, Schiller überwinde den philosophischen Dualismus Kants, schließt allzu rasch auf einen philosophischen Monismus, wie er erst den philosophischen Systemen des (engeren) Idealismus eigen ist. Schillers Philosophie, die ästhetische und moralische Freiheit miteinander verbinden will, ist hier aber historisch als ein Übergangsphänomen zu deuten: Schillers Schönheitskonzept “negate[s] and preserve[s] the opposition between reason and sensibility, activity and passivity, matter and form. This is the very problem which Schiller identifies as the unity of opposites” (232).

Die Vorzüge eines solchen Zugriffs auf die ästhetische Philosophie Schillers bestehen unbestreitbar “in combining a philosophical approach with sensitivity to historical context.” Die Anlehnungen an die historischen Studien der Neukantianer sind hier richtungweisend: “Writing in the age of historicism, they respected Schiller’s historical context and individuality while still honouring his claims to be a philosopher” (268). Frederick Beiser ist mit seiner detaillierten und bis in die Textanalyse stets prägnanten Studie zum philosophischen Schiller ein großer Wurf gelungen, der einen bitteren Beigeschmack enthält. “It is a very sad truth: contemporary Kant scholarship has not lived up to the achievements of the neo-Kantian legacy” (270).

Peter-André Alt, Schillerpreisträger 2005 der Stadt Marbach am Neckar, präsentiert in seiner umfangreichen, über 1400 Seiten umfassenden Schillerbiographie ein komplexes Schillerbild, das nicht nur den neuesten Stand der

Schillerforschung wiedergibt, sondern auch detaillierte Werkinterpretationen enthält. Seine Biographie—schon seit sechs Jahren auf dem Markt—ist für den neuen Realismus der Schillerforschung richtungweisend geworden. Der Zugriff auf das Leben Schillers ist hier ein ganz anderer. Nicht ideengeschichtlich, aber auch nicht existentiell-einführend, sondern distanziert-musternd, ja dialektisch—und dies aus gutem Grunde—ist diese Schillerbiographie geschrieben, sucht sie doch das Leben des Dichters nicht direkt durch eine (vermeintlich) intime Nähe zu verstehen, sondern vorsichtig aus dem Werk in seiner ganzen Breite zu rekonstruieren. Die detaillierte Werkinterpretation und die hohe Kunst der Einflußphilologie stehen im Zentrum dieses voluminösen Opus. Peter-André Alt macht auf dieses Desiderat, das beinahe alle Schiller-Biographien kennzeichnet, aufmerksam:

Wir reden immer von Biografie, aber es werden doch Biografien geschrieben unterschiedlichster Prägung, es werden Lebenserzählungen geschrieben, es werden Biografien über Autoren geschrieben, in denen die Werke überhaupt keine Rolle spielen, das finde ich völlig absurd, aber das ist ein Genre, das sich durchaus etabliert hat am Markt, und was es eben sehr selten gibt, das sind Werkbiografien, Wissenschaftler schreiben ja kaum Biografien, die meisten Autoren von Biografien sind keine Wissenschaftler, das ist kein Zufall, und in der Wissenschaft ist die Biografie erst allmählich wieder als Genre rehabilitiert worden, ich bin Literaturwissenschaftler, ich kann keine Biografie schreiben, die eine Intimbiografie ist, sondern ich muss eine Werkbiografie schreiben, insofern kann ich mit diesem Vorwurf, dass die Einfühlung fehle, gut leben.¹⁶

Eine Biographie ohne Fiktion—das tut der Klassikerleiche gut. Mit kühler Rationalität und philologischer Sorgfalt mustert hier ein Germanist das Werk Schillers—frei von Pathos und falscher Feierlichkeit. Stets wird der historische Kontext eingeblendet, stets brilliert eine schier unermessliche Belesenheit. Die politische Hintergrundgeschichte des aufgeklärten Absolutismus, die Zwänge des Literaturmarkts und des Theaters zwischen Anpassung und Rebellion, der freie Journalismus und sein Mäzenatentum, die Universitäten als Institutionen der (wissenschaftlichen) Emanzipation und schließlich Weimar—das deutsche Machtzentrum der Literaturpolitik und Marktstrategien—sind nur die äußerlichen Kennzeichen eines Lebens, das wesentlich vom Schreibtisch aus entworfen ist. Schillers “Welt ist die Phantasie, sein Lebenszentrum das Arbeitszimmer. Hier, im Schutzraum der Einbildungskraft, entwirft er seine eigene literarische Wirklichkeit” (19). Diese Wirklichkeit ist umfassender als die ‘schöne Literatur’—und: sie ist im Werden. Sie tangiert weitläufige naturwissenschaftliche, psychologische und medizinische Fragen. Während der schwierigen Akademiezeit an der Stuttgarter Karlsschule ist Schiller mit anatomisch-physiologischen Problemen beschäftigt, mit Physiognomik und habitualisierten Bewegungsproblemen, die bis in die Theorie von der “beweglichen Schönheit” von *Über Anmut und Würde* Auswirkungen

haben; als Regimentsarzt mit literarischen Ambitionen verfaßt er Gelegenheitsgedichte und Vergil-Übersetzungen; in Mannheim—nach dem fulminanten Erfolg der *Räuber* (1781)—wendet er sich historischen Studien zu und verfaßt das republikanische Trauerspiel *Die Verschwörung des Fiesco zu Genua* (1783). Die Zeit in Leipzig und Dresden ist von ständig wechselnden Zukunftsplänen, journalistischen Projekten und Entwürfen gekennzeichnet und einem beinahe notorischem Schuldenmachen. Die wirtschaftliche Situation auf dem Buchmarkt ist erdrückend. Als freier Autor, der sich mit kleinen Prosastücken, Erzählungen und Zeitschriftenbeiträgen durchschlägt, wendet er sich schließlich kriminalistischen Problemen zu, mit denen er—wie schon zuvor bei den *Räubern*—psychopathologische Fragestellungen verbindet. Erst der Umzug nach Weimar bringt die Wende zum Erfolg. “Mit zunehmender Intensität steigert sich Schiller während der ihm verbleibenden letzten zehn Jahre in einen Arbeitsrausch, der um so bemerkenswerter ist, als er durch Krankheitsschübe [. . .] regelmäßig zu tage- und wochenlangen Schreibpausen genötigt wird” (367).

Vor allem der zweite, abschließende Band der monumentalen Biographie Alts behandelt diese Zeit der literarischen Höhepunkte von 1791 bis zu Schillers Tod 1805. Wie im ersten Band wird auch hier der prägende Aspekt der politisch-sozialen Wirklichkeit mit den Umbrüchen des *ancien régime* zur modernen Staatenordnung des 19. Jahrhunderts ausführlich dargestellt. Von der Französischen Revolution als dem historischen Schlüsselereignis für Schillers politisches Denken bis zur Krönung Napoleons zum Kaiser Frankreichs (1804), von Schiller mit seinem “Demetrius”-Projekt begleitet, erstreckt sich das Panorama. Stets ist es der historische Hintergrund, den Schillers künstlerisches Selbstverständnis reflektiert und der *vice versa* sein Werk und seine persönlichen Beziehungen zu Goethe, Humboldt, den Schlegels, Fichte, Schelling usw. interpretierbar macht. Der Biograph ist hier nur ein neutraler Beobachter. Denn aus dem dialektischen Zugriff dieser Aneignung entspringt wie von selbst eine Biographie, die einen Schiller präsentiert, der als idealistisch und das heißt: als veränderlich begriffen wird. Schiller selbst hat in einem Brief vom 21. Januar 1802 diese dialektische, stets auf Wandlung bedachte Form der Aneignung als das eigentliche Wesen seines Werkes *und* seiner Person hervorgekehrt: “Wenn man die Kunst so wie die Philosophie als etwas das immer wird und nie ist, also nur dynamisch und nicht wie sie es jezt nennen atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Character der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hinein bannen müssen” (NA 31, 90). Entscheidend an diesem Zugriff ist, daß Alt ein überaus facettenreiches und lebendiges Bild gelingt, das weit über den enggesteckten Rahmen einer Biographie hinaus eine Zeitenwende in den Blick bekommt, die sich selber ständig erneuert: Die erste Moderni-

sierungskrise in Europa oder besser noch: die “Sattelzeit” der Moderne, wie Reinhart Koselleck sie nennt.

Wenn man Sigrid Damms Schiller-Biographie dagegen liest, lernt man Discretion schätzen. Eine überraschend enge Welt erschließt sich hier dem persönlichen Blick der Biographin. Das Werk, an dem das Leben des Dichters reflektiert werden könnte, bleibt völlig ausgespart. Ein unvollkommenes Projekt. Sigrid Damms Beitrag zum Schillerjahr *Das Leben des Friedrich Schiller. Eine Wanderung* ist so ganz das Gegenteil einer gelungenen Biographie—eine “gescheiterte Biografie” (Dieter Borchmeyer). Die Krankheiten und Schulden des Dichters, die kleinen und großen Lebenskrisen, die Liebschaften und Eifersüchteleien, die Schreibnöte und Depressionen stehen hier im Zentrum der Aufmerksamkeit—aber nicht das Werk! So darf man den Realismus des Idealisten Schillers nicht mißverstehen. Und so wollte er ihn auch nicht verstanden wissen. Sigrid Damm weiß sehr wohl, daß sie eine Grenze überschreitet, die Schiller selbst sorgsam gezogen hat:

Hat er [Schiller] nicht sogar Werk und Person entschieden voneinander abgegrenzt? *Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, sehr berühmt zu werden, schreibt der Neunundzwanzigjährige einer Freundin, wenn mir dies je passiert, so sein Sie mit ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften, und lassen den “Menschen” übrigens laufen.* Genau aber darauf richtet sich meine Neugier, von der meine Wanderung bestimmt wird: auf die *Individualität*, die dieses Werk hervorbringt. Das Verwobensein der *Schriften* mit dem “Menschen” (15).

Literarische Arbeit entspringt immer auch dem Wissen über die Mangelhaftigkeit der persönlichen Verhältnisse. Schillers Selbstdarstellung *ist* sein Werk—ganz anders als bei Goethe in *Dichtung und Wahrheit*. Wer beides auseinander reißt, verstößt gegen eine Grundregel der Biographie. Man mag der “Biographin” zugute halten, daß sie diese Einsicht verletzt, um wieder einen menschlichen, realistischen Schiller ins Zentrum zu stellen, einen entheroisierten—ja, daß sie stillschweigend die Protestform des Denkmalsturzes kultiviert. Es bleibt aber der schale Beigeschmack einer Erlebnis-Prosa ohne Inhalt, einer Reality-Show für Bildungsbeflissene. Wirklich Neues—im emphatischen Sinne des Wortes—erfährt man so nicht. Sigrid Damm ist kein authentischer Zeuge von Schillers Leben, ebenso wenig wie Schiller für sie. Einer Existenz wie Schiller, die immer wird und nie ist, ist so nicht beizukommen. Ein “gefühlter Schiller” (Hans-Jürgen Schings), der sich den intimen Beobachtungen der “Biographin” zeigt, verliert sich in Dichtung und Erfindung, nicht aber in Authentizität. Und hier—in der unfreiwilligen Erfindung—sind wohl auch eher die Stärken der “Biographin” zu sehen, denn mitunter geschieht wird die Chronologie von Schillers Leben durch eine Collagetechnik von Vor- und Rückblicken lebendig gemacht—und das, obwohl ihr ganzer Sprachduktus arm an Bildern ist.

Biographien kämpfen immer mit dem Widerspruch von Dichtung und Wahrheit; hier aber versiegt die Quelle der Inspiration in einer Quellenarbeit, die sich in Kompilationen von Nebensächlichem verliert—in Phrasen und Betulichkeiten, die zwar bisweilen feinfühlig geschrieben, im großen und ganzen aber ermüdend und langweilig sind. Auch der stakkatohafte, suggestive Stil trägt nicht, irritiert eher und verblaßt in Wiederholungen.

Die überraschende Erfahrung, die man bei der Lektüre dieses Buches macht, ist, daß der Alltag von Schiller—seine bürgerliche und häusliche Existenz—*gewöhnlich* gewesen sein muß. Schillers Persönlichkeit bekommt durch diese Form der Darstellung etwas Statuarisches, sich Wiederholendes. Der Realismus, den diese “Biographie” entfalten will, kommt aus seinen Anfängen nicht hinaus. Zu einem neuen und interessanten Schiller-Bild trägt Sigrid Damm daher nichts bei.

Auch die Werkinterpretation—diese gute Tradition der Germanistik, als sie noch nicht Kulturwissenschaft werden wollte—versucht sich an einem neuen Schillerbild, wie der von Günter Saße herausgegebene Band belegt. Eine der großen Schiller-Ringvorlesungen, die im Jubiläumsjahr am Deutschen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg stattfand, stellt zehn Analysen und Interpretationen von Schillers Œuvre in den Mittelpunkt. Im Vortragsstil publiziert und deshalb auch einem größeren Publikum vermittelbar, werden hier die wesentlichen Etappen—überwiegend die seines dramatischen Werks—interpretiert; eine informative, gelehrsame und vor allem für den Studierenden aufschlußreiche Studie. Leitidee dieses Sammelbandes ist eine Bemerkung, die Friedrich Dürrenmatt in seiner Schiller-Rede (1959) gemacht hat: “Populär, ist er [d.i. Schiller] dennoch der schwierigste, der unzugänglichste, der widersprüchlichste der Dramatiker. Keiner ist so schwer zu bewerten wie er, keiner so schwer anzusiedeln, bei keinem liegen die Fehler so sichtbar, wie bei ihm, und bei keinem sind sie so unwesentlich, er wächst, indem man sich mit ihm beschäftigt, vom Fernen ins Nahe” (8f.). Der ästhetische Idealismus Schillers als permanente Überforderung der Realität, als permanente Selbstkritik und Übersteigerung der beginnenden Moderne—das ist der Tenor des gelungenen Buches. Es problematisiert anhand der *Räuber* die Verselbständigung einer Rationalität, die sich über die Gebote der Moral und Mitmenschlichkeit hinwegsetzt (Katharina Grätz); es akzentuiert die tödliche Diskrepanz zwischen dem Ideal der Liebe und der Wirklichkeit der Geliebten in *Kabale und Liebe* (Günter Saße); es zeigt, daß der zum Mittel von Zwecken entwertete Mensch gerade auch im Namen der Freiheit manipuliert wird (Klaus Mönig), wie im *Wallenstein* durch die Inszenierung des Zufalls der Glaube an den Sinn der Geschichte und die Handlungsfreiheit des Einzelnen zerstört wird (Jochen Schmidt), wie in der *Maria Stuart* in einem komplexen Gefüge unterschiedliche Machtkonstellationen aufeinanderprallen (Barbara Neymeyer), wie in den späten Dramen theatralische Effekte zum anthropologischen Experiment werden (Werner Frick) oder dramatisierte Ef-

fekte in der Oper Verdis hörbar gemacht werden können (Günter Schnitzler). Fred Lönker zeigt an Schiller Verständnis von ‘Anmut’ auf, wie moralische Empfindungen zum Ausdruck kommen können, wenn sie als Bewegungen (Grazie) interpretiert werden, also einen performativen Charakter bekommen; Dieter Martin, wie an Schillers *Näni* die so genannte “Reflexionspoesie” bzw. “Gedankenlyrik” studiert werden kann.

Das ist alles auch ein wenig betulich und wenig Streitbar. Man wünscht sich im Rahmen solcher Ringvorlesungen eine stärkere Betonung des *studium generale*. Mehr Interdisziplinarität hätte hier gut getan. Doch im Wesentlichen ist dies ein sehr gelungenes und empfehlenswertes Buch.

Einen Schritt weiter geht Klaus Mangers und Gottfried Willems’ Sammelband von Beiträgen der Friedrich-Schiller-Universität Jena zum Jubiläumsjahr 2005. Streitbare und riskante Thesen der verschiedensten Disziplinen werden hier in sechs umfangreichen Beiträgen dem Publikum vorgestellt. Stefan Matuschek vergleicht die Schiller-Feiern der 50er Jahre in Ost und West; Gottfried Willems untersucht den Einfluß von Schillers Medizinstudium an der Hohen Karlsschule auf die ästhetische Vision vom “ganzen Menschen”; Georg Schmidt zeigt, welche Relevanz Schillers *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* für Schillers Bewertung der Französischen Revolution hat; Klaus Manger untersucht in seiner höchst innovativen Studie die Handlungsumbrüche in Schillers Dramen bzw. dramatischen Romanen vor dem Hintergrund ihrer Wirkung auf das Publikum. Neben den Germanisten (Stefan Matuschek, Gottfried Willems, Klaus Manger) und dem Historiker (Georg Schmidt), kommen auch eine Philosophin (Birgit Sandkaulen) und ein Rechtswissenschaftler (Udo Ebert) zu Wort—das ist immer ein Experiment. Wissenschaftler über die Fachgrenzen hinweg ins Gespräch zu bringen, ist nicht nur für eine breite Öffentlichkeit interessant, sondern auch innovativ für einen wissenschaftlichen Diskurs, der seinen festgefühten Rahmen sprengen will. Und so überrascht es nicht, daß gerade die Beiträge aus der Philosophie und Rechtswissenschaft für die Problematik einer idealistischen Realität zentral sind.

Birgit Sandkaulens Beitrag “Schönheit und Freiheit. Schillers politische Philosophie” zeigt einen Schiller, der die “philosophische Bude” schon wieder schließt, nachdem er sie kaum betreten hat. Statt einer Ästhetik im philosophischen Sinne präsentiert Schiller nur eine “Philosophie des schönen Umgangs” (39)—im eklektischen Verständnis des Wortes. Statt auf die schöne Kunst ziele Schillers Ästhetik “auf die schöne Verfassung unseres gesellschaftlichen Umgangs” (50). Ist seine Ästhetik also ein Knigge, der das Gefühl für Schönheit kultivieren will?

So Streitbar diese These auch ist—den Idealismus Schillers auf eine “Philosophie des schönen Umgangs” zurechtzustutzen, wird einem differenzierten Schillerbild nicht gerecht. Ein solcher Zugriff kultiviert schlimmstenfalls den Stallgeruch der Philosophie, keineswegs aber ihre Horizonte. Um mit

Frederick Beiser zu argumentieren: “It is a false abstraction to think that poets cannot be philosophers just as it is to think that philosophers cannot be poets” (10). Hier hilft auch die Differenzierung zwischen theoretischer Stringenz und rhetorischer Prägnanz nicht weiter. “Hinter der Klarheit und stilistischen Prägnanz” so der Vorwurf, “verbirgt sich ein Bündel von unaufgelösten Problemen” (39). Das stimmt, darf aber gerade nicht von kritischer Differenzierung abhalten. Diesen Vorwurf mußte sich Schiller schon gefallen lassen, als ihm die Gutachter der Karlsschule anlasteten, daß er sich in seinen Dissertationsentwürfen “manchmal zu viel von seiner Einbildungskraft fortreiben läßt” (NA 20, 122).

Es gehört aber zu den Eigentümlichkeiten von Schillers Prosa, daß “poetische Ausdrücke” bisweilen den “ruhigen Gang des philosophischen Styls” durchbrechen *müssen*. Sie sind keinesfalls Dekor oder Schwäche der theoretischen Diktion, schon gar nicht Formen eines (habitualisierbaren) Umgangs, sondern haben die (praktische) Funktion, etwas zu leisten, was der theoretische Begriff von sich aus niemals zu leisten vermag, nämlich ihn dem lebensweltlichen Handeln zu vermitteln. Ästhetische Kultur ist in ihrem Zentrum eine praktische Kultur, “die der wissenschaftlichen beständig zur Seite gehen muß,” schreibt Schiller in den *Augustenburger Briefen*. Erst wer “aus abstrakten Begriffen einen Stoff für die Sinnlichkeit bildet,” befördert die “Sittlichkeit des Handelns.”¹⁷ Wilhelm von Humboldt, einer der entschiedenen Partei-gänger Schillers, hat die Tiefendimension dieses Arguments sehr klar erfaßt: Die “Eigentümlichkeit” von Schillers “intellektuellem Streben bestand gerade darin, die Identität des Ursprunges von [Philosophie und Poesie] zu fassen und darzustellen” (*Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung*). Das aber ist philosophisch überhaupt nicht irrelevant, sondern der Angelpunkt aller weiteren, im engeren Sinne ‘idealistischen’ Systementwürfe.

Udo Ebert geht in seinem Beitrag “Schiller und das Recht” der Frage nach, wie in Schillers Dramen und Prosastücken sich ein neues Rechtsverständnis artikuliert, in dessen Zentrum “sozialpräventive,” ja, “dem modernen Resozialisierungskonzept nahekommende[n]” Maßnahmen stehen. Juristen, die sich mit der Frage nach der Rechtsgenese beschäftigen, also noch im Vorfeld des Rechts eine Rechtstradition aufarbeiten wollen, stoßen früher oder später auf die Frage, wie Kulturleistungen Rechtsverhältnisse legitimieren. Das ist sowohl für die Rechtspraxis als auch für die Politik interessant, ist hier doch ein “Werkzeug” nötig, “das der Staat nicht hergibt” (168). Schiller gerät in den Blick, weil er mit Modellen spielt, die in ihrer genialischen Zuspitzung die Phantasie, auf die das Recht sehr wohl angewiesen ist, heftig in Gang setzten.

Udo Eberts Studie bereichert mit ungewöhnlichen Kategorien und Überlegungen die Schillerforschung: Von Kriminalätiologie, Kriminalpsychologie und -soziologie ist hier die Rede, also im weitesten Sinne von Opferschutz und Rechtsgüterschutz, von einer Täter- bzw. Opferorientierung des Strafrechts,

von öffentlichem Strafanspruch bzw. von der Genese des Schuldbegriffs. Das Strafrecht als Kulturleistung, also die Frage nach der Anerkennung des Rechts, steht im Mittelpunkt. Von Schillers Literatur gehe—so die These—sozialkritisch eine humane Strafjustiz aus, die im Täter immer zuerst den Menschen sieht und seine Würde nicht verletzt. Das ist nur scheinbar ein überraschend neuer Aspekt. Wenn man bedenkt, daß beinahe keines der Dramen Schillers frei von Verbrechen ist, ist dies aber ein ganz nahe liegender. Schiller geht es um die “innere Wahrheit,” um die Kunstwahrheit der Verbrechensgenese—nicht um die historische Wahrheit der bloßen Faktizität. Idealisierung der Realität schließt auch eine Dimension des modernen Strafrechts ein, die “am Ende in Kunst aufgeht” (169).

Was diese Studie über Schiller hinaus so wertvoll macht, obwohl sie es nicht eigens expliziert, sind Überlegungen zur Rechtshermeneutik, die bis in die gegenwärtige Rechtsliteratur reichen (und etwa in der Unterscheidung von “law as literature” im Unterschied zum “case law” auch in der angelsächsischen Tradition noch eine gewichtige Rolle spielen),¹⁷ also die Frage, wie die Abstraktheit der Gesetze mit der Geschichte zu vermitteln ist, die jede individuelle Tat besitzt. Schließlich ist die Jurisprudenz in ihren wichtigsten Teilen ja immer noch eine Prämissensuche—die Entscheidungsfindung immer noch ein hermeneutischer Akt ersten Ranges. Gibt es ein Widerstandsrecht im *Fiesko*? Gibt es eine Rechtskonstruktion des Aufstandes im *Wilhelm Tell*? Gibt es eine für die Rechtspragmatik relevante Überlegenheit verantwortungsethischer Grundsätze über das Prinzipienrecht (Kant)? Lassen sich bei der Beschreibung idealer juristischer Methoden Elemente des ästhetischen Urteils wiederfinden? Haben literarische Beispiele—wie im Falle Schillers—eine idealistisch-motivierende Funktion? Oder allgemeiner gesprochen: Gibt es überhaupt eine ‘indizierende Kraft’ der Literatur, die für eine jede Rechtspraxis relevant ist? Schiller ist hier Vorreiter—und die Forschung, die sich damit beschäftigt, *up to date*.

Insbesondere für die Spätphase des Schillerschen Werks, die starke resignative Untertöne enthält, sind solche juristischen und methodischen Fragestellungen aufschlußreich. Schiller bekennt nach den blutigen Unruhen der französischen Revolution: “Es waren also nicht freie Menschen, die der Staat unterdrückt hatte, nein, es waren bloß wilde Tiere, die er an heilsame Ketten legte” (Brief an den Augustenburger v. 13. Juli 1793). Das klingt gar nicht idealistisch mehr. Doch gerade hier eine “Tragödie des Idealismus” zu vermuten, die mit der Hochschätzung Schillers als “Freiheitsdichter” bricht, ist grundverkehrt. Als “Moraltrumpeter von Säckingen,” worauf ihn die Nietzsche-Fraktion der deutschen Geistesgeschichte festgelegt hat, ist der späte, erst in den letzten zehn Jahren erforschte Schiller keinesfalls zu bezeichnen. Schillers Idealismus ist immer auf einen Realismus als dialektische Gegenposition bezogen. Seine Kritik an einem Realismus, der nicht in eine idealisierende Tätigkeit übergeht, ist immer auch Kritik an einem Idealismus, der

keine Realität mehr zu erfassen vermag. Diese Balance auszutarieren, d.h. weder dem einen noch dem anderen Schwerpunkt zum ausschließlichen Recht zu verhelfen, macht den hohen Wert des Schillerschen Klassizismus aus und wohl auch seine überragende Rolle als Vordenker der Moderne.

¹Vgl. Goethes "Epilog zu Schillers Glocke." (1. Fassung 1805; Erstdruck im *Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806*).

²Hugo von Hofmannsthal, *Schillers Selbstcharakteristik*. Bremen: Verlag der Bremer Presse, 1926 (Vorwort).

³Nach einem Gedicht von H. Cramer. Vgl. Wulf Segebrecht, *Was Schillers Glocke geschlagen hat. Vom Nachklang und Widerhall des meistparodierten Gedichts*. München: Hanser, 2005.

⁴Bei Paul de Man steht Schiller unter diesem Generalverdacht. Vgl. Paul de Man, "Kant and Schiller." In: *Paul de Man, Aesthetic Ideology*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1993, 129–62. Es gehört zu der Ironie dieser Sichtweise, daß von ihr nur Anekdoten übrig bleiben: So hatte Hitler für das achte Kapitel von *Mein Kampf* die Überschrift "Der Starke ist am mächtigsten allein" aus dem *Tell* gewählt. Just dieser *Tell* aber wurde 1941 von Hitler über Nacht verboten, weil er fürchtete, Schillers Aufforderung zum Tyrannenmord und schweizerischen Separatismus könnte im Deutschen Reich willige Nachahmer finden.

⁵Weitere lesenswerte Biographien sind: Jörg Aufenanger, *Friedrich Schiller*. Düsseldorf: Artemis & Winkler, 2004; Monika Carbe, *Schiller. Vom Wandel eines Dichterbildes*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005 [Anm. d. Hrsg.: Vgl. Rezension in *Monatshefte* 97.3, Schiller Special Issue, Herbst 2005]; Christiana Engelmann/Claudia Kaiser, *Möglichst Schiller. Ein Lesebuch*. München: dtv, 2004; Axel Gellhaus/Norbert Oellers, Hrsg., *Schiller. Bilder und Texte zu seinem Leben*. Köln: Böhlau, 2004; Marie Haller-Neuermann, *Friedrich Schiller. Ich kann nicht Fürstendiener sein. Eine Biographie*. Berlin: Aufbau, 2004; ". . . und mich—mich ruft das Flügeltier." *Schiller für Kinder*. Ausgewählt von Peter Härtling, illustriert von Hans Traxler. Frankfurt am Main: Insel, 2004; Ehrenfried Kluckert, *Schnellkurs Schiller*. Köln: DuMont, 2004; Torsten Körner, *Schiller für Eilige*. Berlin: Aufbau, 2003; Matthias Luserke-Jaqui, Hrsg., *Schiller-Handbuch*. Stuttgart: Metzler, 2005 [Anm. d. Hrsg.: Vgl. Rezension in *Monatshefte* 97: 3, Schiller Special Issue, Herbst 2005]; Norbert Oellers, *Schiller. Elend der Geschichte, Glanz der Kunst*. Stuttgart: Reclam, 2005; Charlotte M. Werner, *Friedrich Schiller und seine Leidenschaften*. Düsseldorf: Droste, 2004.

⁶Rüdiger Safranski, *E.T.A. Hoffmann—Das Leben eines skeptischen Phantasten* (1984). Frankfurt am Main: Fischer, 2000.

⁷Rüdiger Safranski, *Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie* (1987). Frankfurt am Main: Fischer, 2001.

⁸Rüdiger Safranski, *Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit* (1994). Frankfurt am Main: Fischer, 2001.

⁹Rüdiger Safranski, *Nietzsche. Biographie seines Denkens*. München: Hanser, 2000.

¹⁰Rüdiger Safranski, *Das Böse oder Das Drama der Freiheit* [1997]. Frankfurt am Main: Fischer, 1999.

¹¹Zitat aus *Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner* (Stuttgart und Tübingen, 1830) von Caroline von Wolzogen, *Schillers Leben. Gesammelte Schriften*. 2 Bde. Hrsg. von Peter Boerner. Hildesheim: Olms, 2004. Bd. 2, "Letzte Lebensjahre und Tod": 265–81.

¹²*Schillers Werke. Nationalausgabe*. Weimar: Böhlau, 1962ff. Bd. NA, 503 [im Folgenden NA].

¹³Theodor W. Adorno, *Minima Moralia—Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1951: 53.

¹⁴Dieter Henrich, *Grundlegung aus dem Ich. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus*. (Tübingen–Jena, 1790–94). 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004. Ebenso auch Manfred Frank, "Unendliche Annäherung." *Die Anfänge der philosophischen Frühroman-*

itik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997. Auch in der angelsächsischen Idealismusforschung ist Schillers Bedeutung für den Idealismus wenig erforscht. Beiser konstatiert: “Since the publication of H. J. Paton’s influential *The Categorical Imperative* in 1947, Kant scholars have regarded Schiller chiefly as the author of a notorious epigram that lampooned Kant’s ethic [. . .] In Schiller scholarship there is nothing remotely on par with Kemp Smith’s, Vaihinger’s, Paton’s, or Beck’s commentaries on Kant. The only study approaching them is Wilkinson and Willoughby’s ‘Introduction’ to their edition and translation of Schiller’s *Ästhetische Briefe* [. . .]” (7).

¹⁵*Der Spiegel* 41 (2004): 178.

¹⁶Deutschlandfunk. Sendung: “*Büchermarkt*” vom 06.02.2001.

¹⁷Augustenburger Briefe. Zitiert im Folgenden nach: *Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung*. Ed. Jürgen Bolten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984, 72.

¹⁸Vgl. hierzu die ausgezeichnete Studie von Klaus Lüderssen, ‘*Daß nicht der Nutzen des Staates Euch als Gerechtigkeit erscheine.*’ *Schiller und das Recht*. Frankfurt am Main: Insel, 2005. Ebenso Gail K. Hart, *Crime, Aesthetics, and the Poetics of Punishment*. Newark, NJ: University of Delaware Press, 2005.